



Ich wollte verstehen, wieso sich junge Männer Terrorgruppen anschliessen. Und habe gemerkt, dass Anti-Terror-Massnah- men Teil des Problems sind

Einsichten eines Terrorismusforschers, Teil 1.

Von Ahmed Ajil (Text) und Paul Blow (Illustration), 10.09.2024

Haben Sie das Video gesehen? Von dem Teenager, der eine dunkle Kapuze über den Kopf gezogen hatte und in die Kamera sprach?

Im Video schwor der Jugendliche dem IS die Treue. Der notorischen Terrormiliz Islamischer Staat. Er hatte noch nicht mal Flaum im Gesicht.

Kurz darauf stach er in Zürich-Selnau auf einen sichtbar jüdischen Menschen ein. Das Opfer überlebte nur knapp. Das war im März.

Haben Sie auch mitbekommen, dass in der Deutsch- und der Westschweiz mehrere Jugendliche verhaftet wurden? Die Behörden werfen ihnen vor, sie hätten den IS unterstützt. Einige hätten gar Pläne geschmiedet für Gewalttaten. Im Vorfeld der Pride im Juni wurden ebenfalls zwei Jugendliche festgenommen. Sie sollen Sympathien für den IS gehegt und einen Anschlag geplant haben.

Auch in Deutschland wurden mehrere Jugendliche wegen Terrorverdachts verhaftet. Dasselbe in Belgien. Alles in diesem Frühling.

Auf dem Stadtfest in Solingen vor zwei Wochen stach ein Mann wahllos auf Menschen ein, tötete drei Personen und verletzte weitere acht.

Der IS bekannte sich zum Verbrechen. Eine terroristische Organisation, die vor zehn Jahren auf dem Zenit war und die für die meisten Menschen in Europa heute klingt wie ein Gespenst aus der Vergangenheit.

Isis.

Oder: *Daesh*.

Erinnern Sie sich noch?

Ich habe den Grossteil der letzten zehn Jahre damit verbracht, dieses Phänomen zu erforschen. Ich bin Kriminologe an den Universitäten Lausanne und Luzern. Ich werde auch als Terrorismusforscher bezeichnet.

Ich habe untersucht, warum ab 2012 Tausende junge Männer ihre europäische Heimat verliessen, um sich kämpfenden Gruppierungen in Syrien und im Irak anzuschliessen. Säkularen Gruppen wie der Freien Syrischen Armee. Der kurdischen YPG. Christlichen Milizen. Auch solchen, die mit der al-Qaida verbandelt waren. Dazu gehörte auch der IS, der sich von der al-Qaida löste und 2014 sein «Kalifat» ausrief.

Für viele war der Syrienkrieg der Auslöser.

Nach dem Arabischen Frühling im Jahr 2011 hatte der Diktator Bashar al-Assad jegliches Aufbegehren brutal zerschlagen. Es folgte ein jahrelanger, blutiger Bürgerkrieg.



privat

Zum Autor

Ahmed Ajil ist Kriminologe und Terrorismus-
experte. In SNF-unterstützten Projekten forsch-
te er zu Radikalisierungsvorgängen und unter-
suchte das schweizerische Anti-Terror-Disposi-
tiv. Er ist aktuell Postdoktorand am Religions-
wissenschaftlichen Seminar der Universität Lu-
zern.

Sie haben bestimmt die Bilder gesehen: von Städten, die in Schutt und Asche liegen. Von den Kindern mit Sauerstoffmasken über dem Gesicht, nachdem sie mit Giftgas angegriffen worden waren. Von Eltern, die die leblosen Körper ihrer Kinder aus den Trümmern bergen. An solchen Bildern kam man damals nicht vorbei.

Der Syrienkrieg war eine Cause célèbre. Junge Muslime aus Europa fuhren nach Syrien, um gegen diese Ungerechtigkeiten zu kämpfen. Gegen Assad. Ähnlich wie die Anarchistinnen und Kommunisten in den 1930er-Jahren. Die waren damals nach Spanien gefahren, um gegen die Diktatur Francos zu kämpfen.

Ich wollte verstehen, was diese Menschen antreibt. Warum sie sich mit den Konflikten in der arabisch-islamischen Welt identifizieren. Warum sie in einen Krieg zogen. Ich führte Interviews, in der Schweiz, in Kanada, im Libanon. Mit Dutzenden Menschen: sogenannten *foreign fighters*, Jihadreisenden. Aber auch mit Aktivistinnen, die sich mit Konflikten in der arabischen Welt identifizieren und gewaltlose Möglichkeiten finden, darauf zu reagieren. Letztes Jahr habe ich ein Buch darüber veröffentlicht.

Im Wesentlichen waren drei Punkte für die Mobilisierung ausschlaggebend bei den Fällen, die ich untersucht habe: Wiedererkennung, Aneignung, Verantwortlichkeit.

In aller Kürze heisst das: Menschen identifizieren sich häufig über sogenannte moralische Schocks auf Social Media und nehmen Anteil an einer

besonders ungerechten Situation (Wiedererkennung). Diese Ungerechtigkeit machen sie sich zu eigen, weil sie einen persönlichen Anknüpfungspunkt haben – sei es religiös, politisch oder ethnisch (Aneignung). Und schliesslich empfinden sie ein Verantwortungsbewusstsein: Sie müssen etwas gegen die Ungerechtigkeit tun (Verantwortlichkeit).

Sie denken, dass bezogen auf Gaza derzeit vielleicht ganz ähnliche Prozesse bei vielen Menschen ablaufen?

Es gibt in der Tat einige Parallelen, auch wenn sich der Gazakrieg mit dem syrischen Bürgerkrieg nicht vergleichen lässt: Da ist die Empörung über das Leiden unschuldiger Menschen und die Ungerechtigkeit, die ihnen widerfährt. Und dann ist da der IS, der versucht, diese Empörung für seine Zwecke zu instrumentalisieren.

So war es ja damals auch im Syrienkrieg. Zudem kam bei einigen ein traditionelles Männlichkeitsbild ins Spiel oder ein religiös klingendes Konzept wie Jihad. Dann konnte das dazu führen, dass gewisse Personen bereit waren, nach Syrien zu reisen, um zu kämpfen. Natürlich brauchte es noch die richtigen Netzwerke. Und die Möglichkeit, den Alltag abzubrechen und tatsächlich loszuziehen.

Die Prozesse könnten bei Gaza ähnlich sein. Aber die Lage ist doch eine andere. Der vielleicht wesentlichste Unterschied betrifft die Geografie: Nach Syrien kam man 2014 relativ einfach. Nach Gaza kommt heute niemand. Vielleicht ist die neue IS-Generation deshalb auch gefährlicher. Weil sie eben nicht dort kämpfen kann, wo sie eigentlich möchte.

Leben mit dem Label «verurteilter Terrorist»

In meinen Interviews fiel mir zudem auf: Ein Teil des Problems ist, wie die Behörden Terrorismus bekämpfen. Und wie sie mit Radikalisierung umgehen.

Deshalb lenkte ich meinen Fokus auf die behördlichen Antworten, insbesondere in der Schweiz. Denn es gibt fast keine Forschung zur helvetischen Terrorismusbekämpfung.

Ich setzte mich also immer wieder in das Bundesstrafgericht in Bellinzona, wo fast alle Terrorismusfälle verhandelt werden. Ich las Hunderte Seiten Urteile, Strafbefehle, psychiatrische Gutachten und protokollierte Einvernahmen. Hätte ich das alles ausgedruckt, man hätte locker ein ganzes Zimmer damit füllen können.

Ich sprach mit Verteidigern und Staatsanwältinnen. Ich redete mit Expertinnen, Sozialarbeitern, Polizistinnen, Geheimdienstlern.

Und ich sprach mit Männern, die angeklagt oder verurteilt waren. Oder ihre Strafe schon abgesessen hatten. Das machte vieles einfacher. Meistens gab es einen «Gatekeeper»: Sozialarbeiterinnen, Anwälte, Polizistinnen, auf jeden Fall eine Person, der sie vertrauten und die den Kontakt für mich herstellte.

Aber klar: Viele verschlossen sich trotzdem, wollten weder mit Journalisten noch mit Forscherinnen sprechen.

In der Schweiz habe ich etwa ein Dutzend Männer interviewt. In Cafés, in offiziellen Büros, irgendwo in der Natur, immer wieder war ich auch bei ihnen zu Hause und habe mit ihnen über ihr Leben gesprochen.

Über die Entscheidungen, die sie fällten.

Über die Polizeiberichte, die das zur Folge hatte.

Oder die Urteile, die gefällt wurden.

Wir sprachen über Dinge, die sie bereuten, und über Dinge, die sie wütend oder traurig machten.

Einfach gesagt: Ich versuchte zu verstehen, wie sich die Anti-Terror-Massnahmen auf ihr Leben auswirkten. Ich wollte wissen, wie sie leben mit dem Label «verurteilter Terrorist».

Warum bin ich nicht weiss und habe einen US-Pass?

Vielleicht denken Sie: ein Ahmed Ajil, der mit Jihadisten spricht – kann das gut gehen?

Sie denken das nicht? Dann verzeihen Sie die Unterstellung. Es ist nur so, dass mir die Frage schon oft genug gestellt wurde. Sie wären damit also nicht allein.

Ich finde die Frage berechtigt. Ich bin selbst ein Vertreter der reflektierten Forschung und finde, man muss sich mit seiner eigenen Positionalität auseinandersetzen. Vor allem bei heiklen Forschungsobjekten.

Es gibt methodische Tücken bei der Forschung, wenn man selbst einen arabisch-muslimischen Hintergrund hat. Ich habe mich damit auseinandergesetzt und dazu publiziert.

Die kurze Antwort auf die Frage lautet: Der «Insider»-Status kann helfen, aber er hat mir auch einige Türen verschlossen.

Weil man mich eher kategorisieren konnte: Woher bist du genau? Bist du Schiit oder Sunnit? Wie stehst du zu Saddam Hussein? Wie zu Bashar al-Assad? Häufig fand ich diplomatische Antworten, manchmal blieb das Gegenüber skeptisch.

Ganz ehrlich: Manchmal hätte ich mir gewünscht, weiss zu sein und einen amerikanischen Pass zu haben. Das hätte einiges einfacher gemacht.

Wie auch immer: Ich bin in die Welt dieser Menschen eingetaucht. Menschen, die von Anti-Terror-Massnahmen betroffen waren, meist strafrechtlichen Massnahmen. Ich habe Terrorismus «von unten» untersucht.

Der IS. Die Aufregung um junge Leute, die plötzlich verschwanden und dann in der damaligen IS-Hochburg Raqqa wieder auftauchten. Das ist alles schon eine Weile her.

Matteo Rossi und seine verrückte Geschichte

Ich habe einen Mann getroffen, der wurde verurteilt für Dinge, die er vor über zehn Jahren getan hat. Bis heute ist aber unklar, ob er jetzt vielleicht doch noch ein weiteres halbes Jahr ins Gefängnis muss oder nicht.

Anfang dieses Jahres hat er mich angerufen. Ich nenne ihn hier Matteo Rossi. In Wirklichkeit heisst er anders und seine Geschichte ist wirklich ziemlich verrückt. Ich werde Ihnen später noch mehr über ihn erzählen.

Jedenfalls: Als Matteo Rossi im Januar anrief, war er total aufgewühlt.

Er hatte gerade ein Schreiben vom Vollzugsamt erhalten. Es ging um eine Reststrafe von einem halben Jahr, die immer noch offen war. Er hatte lange geglaubt, er könne eine Fussfessel tragen und müsse nicht mehr zurück ins Gefängnis. Aber dann hiess es im Januar, das gehe vermutlich doch nicht. Wegen einer Formalität.

Jetzt hat er Angst, dass er doch noch mal sitzen muss.

«Ahmed», sagte er, «ich kann nicht in den Knast. Keine Chance. Was soll ich mit meiner Wohnung machen? Mit meiner Familie?»

Vor zehn Jahren war er eine grosse Nummer in der Schweizer Islamisten-szene. Das ist lange her. Heute hat er ihr längst den Rücken gekehrt.

Er hat mittlerweile ein zweites Kind. Er verfolgt fast keine Nachrichten. Über den Krieg in Gaza will er nichts hören. Von der Messerattacke in Zürich erfährt er erst, als ich ihm davon erzähle. Er traut sich kaum mehr in eine Moschee, weil er fürchtet, das könnte Ärger geben. Für ihn. Und die Moschee.

Seit fast zehn Jahren lebt er so. Was denken Sie: Ist das genug? Oder wie lange soll jemand büssen?

Stellt man nach ein paar Jahren Gefängnis alles wieder auf null? Oder sollte einer ein Leben lang markiert bleiben, wenn er einmal einer Terrormiliz nachhing?

Kommt darauf an, was er genau getan hat. Mit Freunden mit einer IS-Fahne zu posieren oder jemandem einen IS-Kampfgesang per Whatsapp zu schicken, ist nicht das Gleiche wie einen Journalisten in Guantánamo-orangem Overall vor laufender Kamera hinzurichten. Oder?

Beim Thema Terrorismus klappt diese Unterscheidung nicht immer so gut.

Wie würden Sie jemanden bestrafen, der Interviews mit Islamisten führte? Gehört er ins Gefängnis, weil er sie vielleicht verharmlost? Wer entscheidet, wo strafbare Propaganda anfängt und wo der Journalismus endet?

Oder wenn Sie die Frage auf mich und meine Forschung beziehen wollen: Gebe ich den Leuten, von denen ich Ihnen später noch erzählen werde, eine Plattform? Gehe ich damit zu weit?

Ich frage das, weil ich so jemanden getroffen habe. Einen jungen Mann, der nach Syrien reiste und Menschen interviewte, die gegen den Diktator Bashar al-Assad kämpften. Rebellen. Religiöse Gelehrte.

Sein Name ist Naim Cherni.

Er findet bis heute: Ich bin Filmemacher, ich hatte journalistische Absichten. Er sagt, er habe mit den Interviews junge Schweizer Muslime davon abhalten wollen, dass sie sich dem IS anschliessen.

Was der 11. September 2001 lostrat

Die Schweizer Gerichte sehen das anders: Für sie ist Cherni ein Terrorunterstützer. Sein Fall liegt derzeit beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Aber bevor ich Ihnen mehr über Cherni erzähle, lassen Sie mich kurz ein paar Dinge über Terrorismus und Antiterrorismus erklären. Und dafür müssen wir ein paar Jahre zurück.

Bis zum 11. September 2001. Sie wissen schon, was jetzt kommt ...

Fast alle Erwachsenen können eine Geschichte über diesen Tag erzählen. Wo sie waren. Was sie gerade taten. Wie sie davon erfuhren, dass in New York zuerst eines, dann ein zweites Flugzeug in die *Twin Towers* flog. Fast 3000 Menschen starben beim tödlichsten Terroranschlag der Geschichte.

An diesem Tag stürzten aber nicht nur die Zwillingstürme ein. Auch der Rechtsstaat kam ins Wanken.

Geheimflüge. Geheimgefängnisse. Folter. Guantánamo. *War on terror*. Krieg in Afghanistan 2001. Krieg im Irak 2003. Das war ein Desaster mit Hunderttausenden Toten.

Ich komme aus dem Irak. Ich kann Ihnen gut sagen, wo ich am Morgen des 20. März 2003 war. Was ich tat. Wie ich davon erfuhr, dass die Bomben auf Bagdad niedergingen.

Ich wachte auf durch den Lärm zu ungewohnt früher Stunde. Ich ging runter ins Wohnzimmer. Meine Eltern standen vor dem Fernseher, in Schlafanzügen, und schauten auf den Bildschirm. Er zeigte die ersten Bombardierungen. Ich weiss nicht mehr, welchen Sender sie schauten, aber ich weiss, dass sie dazu schwiegen. Ich wünschte, sie hätten etwas gesagt.

Sie schwiegen auch später viel zum Krieg. Aber er holte mich und meine Brüder immer wieder ein.

Als mein Cousin entführt wurde. Von Milizen im Süden. Als mein Grossvater in Bagdad ermordet wurde. Von Al-Qaida-Anhängern, sagen die einen. Von iranischen Saboteuren, sagen andere. So richtig konnte mir bisher niemand Auskunft geben. Ein offenes Forschungsprojekt.

Der Kampf gegen Terror war einerseits gegen aussen gerichtet. Aber schnell wandte er sich gegen innen. Nicht nur in den USA, sondern auch in Europa. Spätestens nach den Terroranschlägen auf Züge in Madrid im Jahr 2004 konzentrierten sich die europäischen Sicherheitsbehörden auf sogenannte *homegrown terrorists*.

In dieser Zeit kam in der Forschung auch der Begriff der «Radikalisierung» auf. Genau genommen der «islamistisch geprägten» Radikalisierung. In Sicherheitskreisen, unter Forscherinnen – alle stellten die gleiche Frage: «Was geschieht, bevor die Bombe hochgeht?» So fasste es der Radikalisierungsforscher Peter Neumann zusammen.

Dann kamen ab 2015 die Attentate des IS: im «Bataclan» in Paris, am Flughafen in Brüssel, am Weihnachtsmarkt in Berlin. Mit ihren Anschlägen verlagerten die Attentäter den Krieg gegen den Terrorismus in die europäischen Metropolen.

Die «harten» und «weichen» Formen der Prävention

Die Sicherheitsbehörden konnten sich nicht mehr nur darauf konzentrieren, Terroristen im Irak oder in Afghanistan zu bekämpfen. Sie mussten Terrorismus so früh wie möglich erkennen – und verhindern.

Das bedeutete: Prävention, Früherkennung, Gefahrenabwehr.

Tönt vielleicht nach «Minority Report» und Weltpolitik. Nach CIA, BND, MI5. Aber das war hierzulande nicht anders. Die Schweiz machte auch mit. Und heute hat sie einen recht grossen Katalog an Anti-Terror-Massnahmen.

Grundsätzlich gibt es zwei Formen der Prävention: Ich nenne sie «harte» und «weiche» Prävention. Die harte Prävention will die terroristische Gefahr wenn möglich eliminieren. Das heisst: Sogenannte Gefährder und Terrorsympathisanten sollen Schweizer Boden möglichst verlassen. Bei Ausländerinnen und Doppelbürgern ist das die höchste Priorität. Auch wenn sie hier geboren und aufgewachsen sind. Auch wenn die Schweiz ihre Heimat ist.

Die Logik dahinter ist einfach: Wer nicht in der Schweiz ist, kann hier auch keine Anschläge verüben. Und: Die Behörden können mit relativ wenig Aufwand zeigen, dass sie etwas gegen Terrorismus tun.

Aber weil die Verbannung nicht immer möglich ist, dienen harte Präventionsmassnahmen noch einem zweiten Zweck: Sie sollen die Gefahr zumindest neutralisieren. Dazu werden Gefährder in ihren Freiheiten eingeschränkt, ihre Beweglichkeit so weit wie möglich reduziert.

Das ist eine sehr knappe Darstellung der Dinge, ich will Sie nicht langweilen.

Prävention: Sie wollen es genauer wissen?

Harte Prävention lässt sich am besten am Beispiel des Gesetzes über die PMT erklären, die «polizeilichen Massnahmen zur Terrorismusbekämpfung». Es ermöglicht eine Reihe von Massnahmen gegen sogenannte «terroristische Gefährder». Das sind Leute, die sich nicht strafbar gemacht haben, bei denen es aber konkrete Indizien gibt, dass sie zu einer «terroristischen Aktivität» verleitet werden könnten. Sie können seit 2022 mit Rayonverboten belegt werden. Mit Kontaktverboten. Elektronischem Monitoring. Oder Hausarrest. Das gilt auch für Kinder und Jugendliche ab zwölf Jahren. Hausarrest ist ab fünfzehn Jahren möglich.

Ausserdem gibt es weitere administrativrechtliche Massnahmen, die nichts mit dem Strafrecht zu tun haben, aber in der Terrorismusbekämpfung zum Zug kommen. Sei es, weil die Person die innere oder äussere Sicherheit der Schweiz gefährdet. Oder weil sie dem Ansehen oder den Interessen des Landes schadet. Einreiseverbote und Ausweisungen etwa, die das Fedpol ohne Gerichtsurteil anordnen kann. Das Staatssekretariat für Migration wiederum kann die Staatsbürgerschaft entziehen. Oder die vorläufige Aufnahme als Asylsuchender. Die kantonalen Behörden können die Niederlassungsbewilligung entziehen (oder nicht verlängern), wenn gegen die öffentliche Sicherheit und Ordnung verstossen wird.

Diese Verschiebung der Terrorismusbekämpfung in den präventiven Bereich birgt eine ganze Reihe von Problemen. Der Präventivstaat ahndet nämlich nicht strafrechtliche Delikte, sondern bekämpft mit administrativrechtlichen Massnahmen potenzielle Gefahren für die Sicherheit. Ein Hauptproblem: Die Hürden für die Anordnung sind tiefer, die Prozessgarantien für die Betroffenen schwächer.

Die weiche Prävention wiederum ist in einem Nationalen Aktionsplan festgehalten, der zahlreiche Massnahmen vorsieht. In Kürzestform: Radikalisierung soll im Keim erstickt werden. Sozialämter, Jugendarbeiterinnen, Integrationsstellen, Schulen und religiöse Fachpersonen sollen frühzeitig eingreifen können, wenn sie merken, dass eine Person sich radikalisiert, zunehmend extreme Ansichten vertritt. Bei Bedarf sollen sie die Polizei oder die Nachrichtendienste einschalten.

Wie die Lehrerin Teil der Anti-Terror-Maschinerie wird

Eigentlich ist die Grundidee nachvollziehbar. Sie hat aber, Sie ahnen es, ihre Tücken.

Mit der weichen Prävention rücken ganz neue gesellschaftliche Bereiche in den Fokus der Sicherheitsbehörden. In der Forschung nennen wir das *securitisation*, Versicherheitlichung. Das bedeutet, dass Bereiche, in denen eigentlich sozialpräventiv gearbeitet wird, plötzlich durch präventiv-repressive Logiken unterwandert werden.

Konkret heisst das: Die Sekundarschullehrerin, nennen wir sie Frau Sigrist, ist nun Teil der Anti-Terror-Maschinerie. Sie wird dafür sensibilisiert, auf Anzeichen einer Radikalisierung zu reagieren. Das Gespräch zu suchen, andere Stellen einzuschalten – für eine Risikoabklärung, für strafrechtliche Einschätzungen.

Der Nationale Aktionsplan hält ausdrücklich fest: Radikalisierung ist nicht nur islamistisch. Sie kommt von rechts und links, es kann um die PKK gehen oder um Impfgegnerinnen.

Aber seien wir ehrlich: Woran denken Sie, wenn Sie das Wort Terrorismus hören?

Die Chancen sind recht hoch, dass Sie jetzt gerade an al-Qaida oder den IS denken.

Deshalb fokussiert sich die Prävention in der Praxis auch auf Anzeichen, die eben auf eine islamistische Radikalisierung hindeuten können: Das Mädchen trägt von heute auf morgen den Hidschab, der Knabe schüttelt die Hand von Frau Sigrist nicht mehr.

Und hier liegt das Problem: Je früher man eingreifen möchte, desto diffuser sind die Anzeichen. Und desto höher ist das Risiko von Stigmatisierung und Ausgrenzung.

Der Kern der Terrorismusbekämpfung bleibt aber trotz all dieser Massnahmen immer noch das Strafrecht. Eigentlich sind terroristische Gewalttaten durch allgemeine Straftatbestände abgedeckt: Mord, schwere Körperverletzung, Geiselnahme, Gefährdung durch Sprengstoffe oder giftige Gase. Auch die Vorbereitungen dazu sind strafbar.

Diese Strafartikel kamen auch bei den (IS-inspirierten und psychisch auffälligen) Tätern zur Anwendung, die 2020 in Morges und in Lugano Messerattacken verübten. Das wird voraussichtlich auch für die Messerattacke von Zürich gelten.

Terrorismusspezifische Strafbestimmungen sind da sekundär. Sie fragen sich vielleicht, wozu es die denn überhaupt gibt.

Die Antwort lautet: um nicht nur die Verbrechen selbst zu ahnden. Sondern auch die Unterstützung der Organisationen, die sie begehen. Terroristische Organisationen sind im Strafgesetzbuch mittlerweile ausdrücklich genannt.

Zwischen 2015 und 2022 gab es ein Gesetz, das den IS beziehungsweise al-Qaida verbot – per Notrecht. Wer eine der beiden Gruppierungen unterstützte, wurde mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bestraft. (Heute ist das Verbot in der ordentlichen Gesetzgebung festgehalten.)

Wenn schon das Führen eines Interviews strafbar ist

In aller Regel landen Terrorismusfälle am Bundesstrafgericht in Bellinzona. Ich habe die Urteile des Bundesstrafgerichts mit einem Kollegen untersucht. Dabei stellten wir fest:

Erstens: Terrorismus ist in den Augen des Schweizer Strafrechts fast ausschliesslich islamistisch.

Das führt zu einem institutionellen Bias und einer Art Feedback-Loop: Je mehr man sich auf ein Phänomen fokussiert, desto mehr Rechtsprechung gibt es in diesem Bereich. Je klarer die Rechtslage wird, desto eher werden Verfahren eröffnet. Was wiederum zu neuen Verurteilungen führt.

Zweitens: Die Begriffe Unterstützung und Beteiligung werden bezogen auf die Gruppierungen al-Qaida und IS sehr grosszügig ausgelegt.

Strafbar ist etwa, in kurzer Zeit zwei Propagandabilder des IS zu verschicken. Strafbar ist, ein Spital, das in einem IS-kontrollierten Gebiet operiert, positiv darzustellen. Strafbar ist der Versuch, in ein Flugzeug nach Istanbul zu steigen, um sich dem IS anschliessen.

Und strafbar ist auch – und jetzt sind wir dann gleich beim Fall von Naim Cherni, den ich anfangs erwähnt habe –, einen jihadistischen Geistlichen zu interviewen, der ein Rebellenbündnis in Syrien positiv darstellt, wenn diesem Bündnis eine Gruppierung angehört, die Bezüge zur al-Qaida aufweist ...

Sie merken es beim Lesen: Die Rechtsprechung kann sehr weit reichen.

Aber die Sicherheitsbehörden können nicht alle und jede Sympathiebekundung für terroristische Organisationen verfolgen. Deshalb wählen sie aus. Und weil der Fokus der Behörden seit dem 11. September 2001 auf islamistisch inspiriertem Terrorismus liegt, sehen sich die Sympathisanten solcher Gruppen überdurchschnittlich oft mit staatlicher Gewalt konfrontiert. Während Personen, die Sympathien zum Beispiel für rechtsextremen Terror hegen, straflos bleiben.

Sie sehen schon: Es ist nicht einfach.

Es gibt ein Klima der Angst vor einem terroristischen Anschlag auf Schweizer Boden. Und darum wollen die Behörden das Korsett sehr eng schnüren und jede mögliche Unterstützung von Terrororganisationen unterbinden.

Natürlich: Wer zwei Propagandabilder verschickt, wandert nicht für zehn Jahre ins Gefängnis. Das Strafmass kann milde ausfallen. Aber die Folgen einer Verurteilung reichen viel weiter, tiefer. Und sie wirken auch nach Ende der Strafe fort.

Denn das Label «verurteilter Terrorist» kennt keine Nuance.

Naim Cherni, der Filmemacher – er hadert bis heute mit der Verurteilung als «Terrorismusunterstützer». Er gehörte zum sogenannten Islamischen Zentralrat der Schweiz, der Gruppe um Qaasim Illi und Nicolas Blanco. Wie er durch die Verurteilung erst richtig zum Glauben fand und wieso er seinen Namen nicht ändern möchte, das erzähle ich Ihnen in Teil 2.

Matteo Rossi wiederum ist ein ganz anderer Fall. Die Medien beschrieben ihn als Drahtzieher der Schweizer Islamistszene. Er wurde Ende 2023

rechtskräftig zu 36 Monaten Freiheitsstrafe verurteilt. Er hat bis heute nie ein Interview gegeben. Wieso er es nun doch tut, das erzähle ich Ihnen in Teil 3.

Debatte am Donnerstag

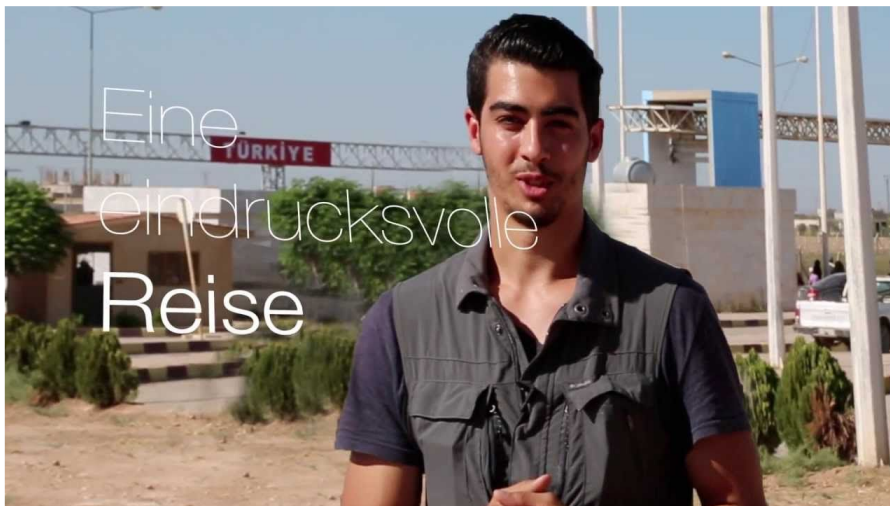
Sie wollen wissen, was der Autor dieser Serie bei seinen Recherchen erlebte oder wie er die jüngsten terroristischen Attacken einordnet? Stellen Sie Ahmed Ajil Ihre Fragen direkt. Am Donnerstagmittag steht er für Fragen und Diskussionen zur Verfügung. Debattieren Sie mit Ahmed Ajil am 12. September zwischen 12 und 14 Uhr auf [republik.ch](https://www.republik.ch).

Er fuhr nach Syrien, führte Interviews und drehte Filme – damit landete er als Terrorist vor dem Bundesgericht

Einsichten eines Terrorismusforschers, Teil 2.

Von Ahmed Ajil, 11.09.2024

Bevor es losgeht: Darf ich Sie bitten, kurz in diesen Trailer reinzuschauen?



Trailer zum Dokumentarfilm "Eine eindrucksvolle Reise durch Syrien" von Naim Cherni

Was halten Sie davon? Ist das Terrorpropaganda?

Ich will Ihnen gleich verraten: Die Schweizer Gerichte sehen das nicht so. Einen anderen Film des gleichen Filmemachers bewerteten die Gerichte jedoch als verbotene Propaganda. Youtube musste den Film auf Antrag der Bundesanwaltschaft in der Schweiz blockieren.

Der Trailer soll Ihnen einen kleinen Eindruck vermitteln davon, worüber ich hier erzählen will. Nämlich dass es knifflig sein kann, künstlerisches oder journalistisches Schaffen klar von verbotener Propaganda abzugrenzen.

Ich bin Kriminologe und Terrorismusforscher. Ich habe in den letzten Jahren untersucht, warum Tausende junge Männer, die in Europa aufwuchsen, nach Syrien und in den Irak reisten, um sich dort kämpfenden Gruppierungen anzuschliessen. Dafür habe ich über hundert Interviews geführt. Mit Jihadisten, mit Expertinnen, mit Strafverfolgern, mit gewaltfreien Aktivi-

sten. Und mit Menschen, die wegen Terrorismusstraftaten verurteilt wurden.

Einer von ihnen ist Naim Cherni, ein Filmemacher aus Bern, den das Bundesstrafgericht im Jahr 2018 wegen Unterstützung einer terroristischen Organisation zu einer bedingten Freiheitsstrafe von 20 Monaten verurteilte.

Der Trailer stammt von ihm, für einen seiner ersten Filme. Ich bin kein Filmemacher, aber handwerklich überzeugte mich der Film nicht. Später wurden sie professioneller, ästhetischer.



privat

Zum Autor

Ahmed Ajil ist Kriminologe und Terrorismus-
experte. In SNF-unterstützten Projekten forsch-
te er zu Radikalisierungsvorgängen und unter-
suchte das schweizerische Anti-Terror-Disposi-
tiv. Er ist aktuell Postdoktorand am Religions-
wissenschaftlichen Seminar der Universität Lu-
zern.

Cherni war aktiv beim Islamischen Zentralrat Schweiz, kurz IZRS, einer kleinen, aber damals medial sehr wirkmächtigen Organisation mit Sitz in Bern-Bümpliz. Sie hatte das Ziel, einen «schweizerischen Islam» zu entwickeln und gesellschaftlich wie auch politisch zu verankern. Einige bezeichnen die Organisation als «salafistisch», ein (häufig abwertend verwendeter) Sammelbegriff für konservative Auslegungen der islamischen Religion. Der IZRS gab Cherni den Titel «Kulturproduzent». Und in dieser Funktion drehte und produzierte Cherni im Jahr 2013 Filme aus Syrien.

Er sah sich dabei immer als Filmemacher, als Journalist. Und so sieht er sich auch heute noch.

Als Cherni während des Ramadans 2013 erstmals nach Syrien reiste, tobte dort ein Bürgerkrieg, in dem verschiedene Rebellengruppen gegen den Diktator Bashar al-Assad kämpften. Am bekanntesten ist die Freie Syrische Armee. Aber daneben gab es auch mehrere jihadistische Gruppierungen und Bündnisse. Ein ziemliches Durcheinander.

In den Filmen sieht man Cherni durch das Land reisen.

Cherni verteilt Lebensmittel, für die der IZRS in der Schweiz Spenden gesammelt hatte.

Cherni berichtet über Fassbomben, die Diktator Assad über Wohngebieten abwerfen lässt.

Cherni interviewt Männer mit umgehängten Gewehren, die vom Alltag im syrischen Bürgerkrieg erzählen.

Und mehr als einmal sieht man, wie Cherni vor Luftangriffen fliehen muss, wie er und seine Gefährten beschossen werden. Sehr gut vorbereitet wirkt er dabei nicht. Darum ist es ein kleines Wunder, dass Naim Cherni noch lebt.

Näher dran als die klassische Berichterstattung

Die Filme erinnern mich manchmal an Dokus von «Vice». Zum Beispiel an diejenige über Warlords in Tripoli im Libanon, wo lange Zeit eine Art Stellvertreterkrieg tobte zwischen Assad-Truppen und Gruppierungen, die den syrischen Rebellen nahestanden. Diese Dokus waren immer recht ähnlich aufgebaut: Irgendein verwegener Reporter stürzte sich irgendwo in einen Krieg und erlebte verrückte Dinge.

Die Reporter waren immer sehr nah dran, näher als andere. Das unterschied die Filme von der klassischen Berichterstattung. Und machte sie für ein neues, junges Publikum attraktiv.

Ich war 2019 mehrmals in Tripoli und interviewte Männer, die am Kampfgeschehen teilgenommen hatten. Viele waren nach Syrien gereist und hatten sich dort der Al-Nusra-Front angeschlossen. Oder auch dem IS. Die meisten hatten mehrere Jahre im berüchtigten Gefängnis Roumieh in der Nähe von Beirut gesessen.

Einer spielte mir einmal die «Vice»-Doku über die Warlords in Tripoli vor. Darin sieht man ihn mit roter Schirmmütze hinter dem Reporter stehen. Er schielt um die Ecke. Schnitt. Er macht einen, zwei, drei schnelle kleine Schritte, legt das Gewehr an, er macht noch ein, zwei Schritte. Bam. Bam. Bam. Dann zieht er sich rückwärts zurück in die geschützte Hauptstrasse. Die Szene dauert knapp 10 Sekunden.

Der junge Mann grinste, als er das Video abspielte. Er war unfassbar stolz, dass er im Film vorkam. Er war stolz auf den *fame*.

Auch für Naim Cherni waren die Filme eine Inspiration. Er wollte selbst solche Filme drehen. Und er hatte sehr viel Hoffnung, dass sich im Nahen Osten nach dem Arabischen Frühling sehr viel ändern könnte. «Ich hatte wahnsinnig viel jugendlichen Idealismus, den ich in die syrische Revolution steckte», sagte mir Naim Cherni einmal. «Doch mit dem Prozess in Bellinzona brach das alles völlig zusammen.»

Cherni war froh, in mir jemanden gefunden zu haben, dem er von diesem Zusammenbruch erzählen konnte. Ich kannte mich mit Terrorismusverfahren aus. Und ich hörte ihm zu.

Muslimisch beim Vater, christlich bei der Mutter

Vielleicht sollte ich Ihnen an dieser Stelle erzählen, wer Naim Cherni eigentlich ist. Und wie er an einem warmen Frühlingstag 2018 als Terrorverdächtiger am Bundesstrafgericht in Bellinzona landete.

Vater Cherni war in Tunesien Leistungssportler und Literaturstudent gewesen, in der Schweiz jobbte er in der Gastrobranche. Hier lernte er seine Frau kennen, eine in der Schweiz geborene deutsche Heilpädagogin.

Naim kam 1991 in Bern zur Welt. Er besuchte die Primarschule im «Breitsch». Ein Lehrer nannte ihn damals «Taliban». Cherni sagt, er habe das nicht weiter schlimm gefunden.

«Er gab allen Spitznamen», sagte mir Cherni.

Ein anderer Lehrer sagte einmal in einem skurril anmutenden Fernsehbeitrag, Cherni sei auf dem Pausenplatz leicht zu provozieren gewesen. Er habe auch mal «geschlagen, wenn ihm die Sicherungen durchbrannten»,

und Che Guevara nachgeeifert. Cherni befremden solche Aussagen. Der Kommunismus habe ihm zwar zugesagt, gewalttätig sei er jedoch nicht gewesen. Aber es stimme schon, dass er energisch gewesen sei. Das Beten habe ihm später Ruhe verliehen.

Die Eltern von Cherni trennten sich, als er noch im frühen Kindesalter war. Cherni lebte bei der Mutter und ihrem Partner. Den leiblichen Vater sah er etwa zwei Mal pro Monat.

Bei seinem Vater war er muslimisch, bei seiner Mutter wieder christlich. Ein «Christ-Muslim», so sah sich Cherni damals. Bis er sich nach einem längeren inneren Prozess im frühen Teenageralter für den Islam entschied.

Einmal war ein Bekannter zu Besuch bei Chernis Mutter. Beim Abendessen fragte er Cherni: «Bist du denn auch ein Mohammedaner?» Cherni antwortete: «Das heisst Muslim.» Und: «Ja.» Der Mutter blieb fast das Essen im Hals stecken. Sie verstand die Welt nicht mehr. Vom Islam hielt sie nicht viel. Und sie hatte das Gefühl, ihren eigenen Sohn nicht zu kennen.

Cherni rief seine Grossmutter an, weil er hoffte, dass sie Rat hätte. Doch auch sie fand nicht die richtigen Worte. Sie sagte stattdessen besorgt: «Ach Naim, was hast du nur getan?»

Für ihn war das ein harter biografischer Bruch. Man hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass er anders war. Und dass sein Anderssein nicht passte. Also machte er sich auf die Suche nach einer *community of others*, nach «Gemeinschaft» und «Solidarität». Dinge, über die er häufig spricht und bis heute nie richtig gefunden hat.

Aus dem jugendlich-rebellischen Muslim wurde bald ein politisierter: einer, der sich für die Rechte von Muslimen einsetzt und gegen Islamophobie. Cherni tat das im Namen des IZRS rasch auch sehr öffentlich – auf der Strasse, auf dem Bundesplatz in Bern, im Fernsehen.

«Ich trat einer Bewegung bei», sagte mir Cherni, «und fand mich in einem Job wieder.» Das war einer der Gründe, wieso er sich später vom IZRS trennte.

Einmal, als wir uns trafen, erklärte mir Cherni: «Weisst du, ich habe lange geglaubt, es gebe einen Muslim-Naim und einen Anarcho-Naim. Als Muslim vermied ich Körperkontakt mit Frauen. Als Linker wollte ich nicht als frauenfeindlich abgestempelt werden.»

Cherni stand auf und ahmte so eine Situation nach: Er streckte den Arm aus, zog ihn wieder zurück, neigte mit dem Oberkörper nach vorn, reckte den Hals zu einem Wangenkuss und wich wieder zurück. Er stockte und zögerte und irgendwann musste ich lachen, weil Cherni sich so unbeholfen bewegte, und er lachte auch.

Wie viele Akten muss man lesen vor einem Interview?

Im November 2015 traf Naim Cherni in Syrien einen Mann namens Abdallah al-Muhaysini. Cherni sagt, für ihn sei Muhaysini ein saudischer Gelehrter gewesen, der sich der syrischen Revolution angeschlossen hatte.

Für die Bundesanwaltschaft aber war Muhaysini «der Anführer des syrischen Ablegers der Terrororganisation al-Qaida». Deshalb eröffnete sie ein Verfahren gegen Cherni wegen Verstosses gegen das Al-Qaida-/IS-Gesetz.

Fakt ist: Muhaysini bezeichnete sich als unabhängig, insbesondere von der Jabhat al-Nusra und der al-Qaida. So sahen es später auch die Bundesgerichte.

Cherni nahm ein rund halbstündiges Gespräch mit Muhaysini auf. Der IZRS veröffentlichte es online als «Exklusivinterview» und zeigte Ausschnitte davon in einer öffentlichen Filmvorführung in Winterthur, wo der IS viele Anhänger hatte. Der IZRS sagte, man wolle mit dem Film und Muhaysini als Autoritätsfigur den IS kritisieren.

Sie müssen sich in Erinnerung rufen: Es war Ende 2015, in Europa nahm die Zahl der Jihadreisen zum IS zu. Zwischen 2013 und 2015 verliessen mehr als 60 Personen die Schweiz, um sich dem IS anzuschliessen.

Cherni und der IZRS gingen davon aus, sie bewegten sich rechtlich auf sicherem Grund. Sie glaubten sogar, sie hätten mit dem Interview einen Coup gelandet, den IS mit theologischen Argumenten zerfetzt. «Ganz ehrlich», sagte mir Cherni einmal, «wir dachten, wir zögen mit den Behörden an einem Strang.»

Am Anfang klang das für mich ziemlich weit hergeholt. Wie eine Schutzbehauptung. Je mehr ich mich aber in die Akten einlas, desto mehr wich dieser Eindruck.

Eigentlich bezweifelten die Behörden nämlich gar nicht, dass mit dem Film das IS-Narrativ hätte dekonstruiert werden sollen.

Vielmehr stellten sie sich auf den Standpunkt, man könne ja den IS kritisieren und gleichzeitig Al-Qaida-Propaganda betreiben. Denn: Muhaysini stelle ja das Rebellenbündnis Jaish al-Fatah positiv dar, dem die Jabhat al-Nusra angehört, eine salafistisch-jihadistische Gruppierung, die sich im syrischen Bürgerkrieg bildete und ab 2013 zum Ableger der al-Qaida in Syrien wurde. Wenn er also über den Jihad der Jaish al-Fatah spreche, dann fördere er indirekt den Jihad der Jabhat al-Nusra und die Ideologie der al-Qaida.

Sie sehen schon, man muss sich festhalten, um den Faden nicht zu verlieren.

Es blieben also zwei Möglichkeiten. Entweder: Das Interview war raffiniert konzipierte Schleichwerbung. Oder: Cherni hatte fahrlässig gehandelt.

Die Bundesanwaltschaft stellte sieben Kriminalanalytiker an, die über ein Jahr lang die hintersten Ecken des Internets erforschten und auf über 500-Seiten in mehreren Berichten alle möglichen Verbindungen zwischen Muhaysini und der al-Qaida ausleuchteten.

Hätte Cherni das auch tun müssen, bevor er den Film veröffentlichte?

Das wäre eine absurde Anforderung. Weder journalistisch noch künstlerisch noch aktivistisch kann man so vernünftig arbeiten.

Cherni sagte mir: «Muhaysini stand auf keiner Terrorliste. Ich hätte nie erwartet, dass das Video als Terrorpropaganda verstanden werden könnte.» Und er hat nicht ganz unrecht: Bis heute sind weder Muhaysini noch die Jaish al-Fatah in der Schweiz formell verboten.

Der Fall spielte sich offensichtlich in einer rechtlichen Grauzone ab. Die NZZ fragte denn auch, ob es jetzt verboten sei, Terroristen zu interviewen.

Doch für das Bundesstrafgericht war der Fall klar. Es verurteilte Cherni im Juni 2018: Das Interview sei verbotene Propaganda für die al-Qaida. Das Bundesgericht bestätigte die Urteile. Cherni wurde zu 20 Monaten Freiheitsstrafe bedingt verurteilt.

Für mich zeigt der Fall, wie grosszügig der Begriff der «Unterstützung» im Terrorismusstrafrecht ausgelegt werden kann.

Cherni ist mittlerweile an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gelangt. Dort ist der Fall derzeit hängig. Mit einem Urteil kann er wohl dieses oder nächstes Jahr rechnen.

Naim Cherni musste nie ins Gefängnis und die Probezeit ist mittlerweile abgelaufen. Aber Cherni trägt trotzdem das Label «verurteilter Terrorist».

In der Türkei hat er ein lebenslanges Einreiseverbot. Ins Vereinigte Königreich kann er nicht einreisen, ohne dass ihn die Grenzpolizisten unter der *counterterrorism policy* «Schedule 7» anhalten, durchsuchen, sein Mobiltelefon durchforsten, ihn stundenlang befragen und wenn nötig festhalten. In Tunesien oder Marokko Verwandte zu besuchen, findet Cherni zu riskant: Gut möglich, dass er in einem nordafrikanischen Land als «verurteilter Terrorist» in die Fänge des Sicherheitsapparats geriete. Auch nach Frankreich reist er nicht: Dort drohen ihm drei Jahre Haft, weil dort ebenfalls ein lebenslanges Einreiseverbot gegen ihn verhängt wurde.

Cherni wird das nicht vorgängig mitgeteilt. Von einem Einreiseverbot erfährt er immer erst, wenn er in ein Land einzureisen versucht. Deshalb versucht er mithilfe von Anwältinnen und Journalisten mehr herauszufinden. Vermutlich hatten die Behörden ihn während des Strafverfahrens zur Fahndung ausgeschrieben. Womöglich ist er immer noch im Schengener Informationssystem (SIS) erfasst. Ob die Schweizer Behörden ihn nach Verfahrensabschluss daraus entfernt haben, weiss Cherni nicht.

Manchmal nutzen Schengenstaaten einen Eintrag im SIS dazu, um weitere Massnahmen gegen die Person zu treffen, etwa ein Einreiseverbot zu verhängen. Oder ihn in der Interpol-Datenbank zu erfassen.

Was der Prozess auslöste

Cherni hat keinen Schweizer Pass. Seine deutsche Mutter wollte sich nie einbürgern lassen. Das Einzige, was den gebürtigen Berner Cherni deshalb formell an die Schweiz bindet, ist ein C-Ausweis. Dieser wurde ihm nach dem Verfahren kurze Zeit entzogen. Mit Mühe erhielt er ihn wieder zurück. Als ich mit Cherni sprach, wurde rasch klar: Obwohl er hier geboren wurde und als Berner aufwuchs, fühlt er sich hier nicht erwünscht.

Sie wollen wissen, was das alles bei Cherni ausgelöst hat?

Er sagt: «Ich bin aus diesem Prozess als noch überzeugterer Muslim herausgekommen.»

Lange habe er sich als schweizerischer, als westlicher Muslim gesehen. Heute versteht er sich dezidiert als nicht weisser Muslim. Er ist näher bei seinen arabisch-afrikanischen Wurzeln. Diesen Wandel habe das Gerichtsverfahren verstärkt.

«Dafür», sagt Cherni, «bin ich *huere* dankbar. *Alhamdulillah*.»

Die alte Leidenschaft aber will Cherni trotz aller Widrigkeiten, die die Verurteilung mit sich gebracht hat, nicht aufgeben. Er dreht weiter Fil-

me. Er beteiligt sich an verschiedenen künstlerischen Projekten mit einem sozialpolitischen Anspruch. Die meisten haben einen Bezug zu antimuslimischem Rassismus, zur Verfolgung von Muslimen in Burma oder China oder zu den Auswüchsen der Terrorbekämpfung in Europa. Aktuell filmt er propalästinensische Demonstrationen und die damit zusammenhängende Polizeigewalt.

Aber mit Namen tritt Cherni nicht mehr auf.

Googeln Sie seinen Namen. Sie werden kaum neue Filme finden. Der letzte stammt aus dem Jahr 2017 und handelt von den Rohingya in Burma. Cherni selbst sagt: «Über mir schwebt ständig eine dunkle Wolke. Wenn ich meinen Namen unter einen Film oder Buch setze, wird das Projekt sofort mit Terrorismus assoziiert. Das will ich niemandem antun.»

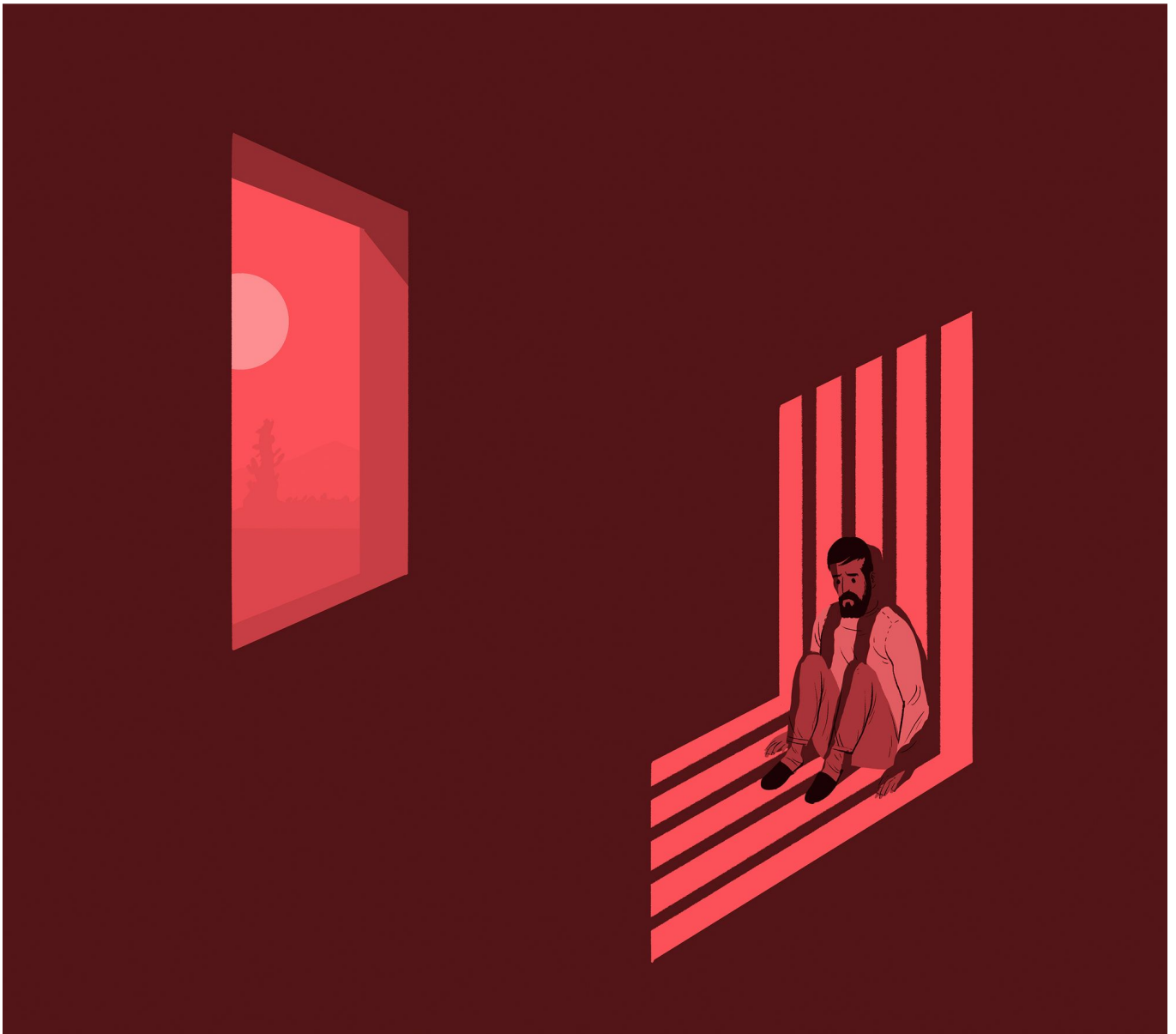
Ähnlich geht es Matteo Rossi. Der ist zwar nicht so politisch aktiv wie Cherni, aber er ist auch ständig auf der Hut, befürchtet, dass sein Terrorismuslabel auf andere abfärben könnte. Ich erzähle Ihnen morgen noch mehr darüber.

Einmal fragte ich Naim Cherni, ob es denn nicht einfacher wäre, wenn er seinen Namen ändern würde.

Er schwieg lange, bevor er antwortete: «Ich möchte meinen Namen nicht ändern. Ich bin der Naim, ich mag meinen Namen. Und ich bin ein Cherni, das ist ein Stamm in Tunesien. Ich bin stolz, von diesem Stamm zu sein.»

Debatte am Donnerstag

Sie wollen wissen, was der Autor dieser Serie bei seinen Recherchen erlebte oder wie er die jüngsten terroristischen Attacken einordnet? Stellen Sie Ahmed Ajil Ihre Fragen direkt. Am Donnerstagmittag steht er für Fragen und Diskussionen zur Verfügung. Debattieren Sie mit Ahmed Ajil am 12. September zwischen 12 und 14 Uhr auf [republik.ch](https://www.republik.ch).



Er galt als hartgesottener IS-Anhänger. Heute traut er sich kaum, eine Moschee zu betreten

Einsichten eines Terrorismusforschers, Teil 3.

Von Ahmed Ajil (Text) und Paul Blow (Illustration), 12.09.2024

Am 16. Februar 2016 sitzt der Matteo Rossi, der eigentlich nicht Matteo Rossi heisst, sondern anders, aber das habe ich Ihnen im ersten Teil vorgestern schon erzählt, also an diesem 16. Februar vor acht Jahren sitzt der Matteo Rossi bei sich zu Hause, als plötzlich die Haustür auffliegt und ein Dutzend Polizisten in die Wohnung stürmen und ihn anschreien, er solle sich auf den Boden werfen.

Zu Beginn hiess es, es gehe um Betrug, um Testosteron, Anabolika, solche Sachen. Rossi trainierte Bodybuilder, war selbst ein ziemlicher Schrank, und die Polizisten mussten ihm die Arme regelrecht hinter den Rücken drehen, um ihm Handschellen anzulegen, weil er so breit war.

Rossi war völlig überrascht. Denn die Polizisten waren verummumt und alles. Da ahnte er schon: Das muss was Grösseres sein.

Jedenfalls: Bei der Razzia waren nicht nur verummumte Polizisten dabei, sondern auch einer vom Betriebsamt. Die standen also alle in der Wohnung, die Polizisten, Rossi und der Betriebsbeamte, und dann sah der Betriebsbeamte an die Decke und fragte: «Wissen Sie noch, wie teuer der Beamer war?»

Danach steckten sie Rossi in Untersuchungshaft. Und um den Beamer ging es sehr schnell nicht mehr.

Was Matteo Rossi damals nicht wusste: Die Bundeskriminalpolizei hatte ihn schon fast ein Jahr lang auf Schritt und Tritt überwacht. Sie hatten ihn observiert und abgehört und verfolgt. Denn sie hielten ihn für den wohl gefährlichsten Terroristen der Schweiz.

Die Untersuchung führte zu Beginn die Zürcher Staatsanwaltschaft. Nach drei Monaten U-Haft sagte der Staatsanwalt zu Rossi: Für ihn sei das Verfahren abgeschlossen. Und Rossi dachte: Jetzt komme ich raus.

Aber dann sagte der Staatsanwalt, die Bundesanwaltschaft habe auch noch Fragen. Und dann ging es erst richtig los. Sie führten Rossi in einen anderen Raum, dort las ihm die Staatsanwältin des Bundes die Vorwürfe mit Terrorismusbezug vor, und Rossi sagte mir später, das sei einer der schwierigsten Momente für ihn gewesen.

«Ich habe nichts mehr gecheckt. Stell dir vor, jemand redet mit dir, aber du hörst nichts, wie in einem Stummfilm», sagte Rossi. «Kriminelle Organisation, Terrorismus – ich hatte gedacht, ich könne nach Hause. Und dann das.»

Es stimmte: Er hatte Sympathien gehegt für den IS. Aber, sagte mir Rossi, das sei vor den Attentaten in Europa gewesen. Als er noch dachte, das seien die Rechtgeleiteten. Ungefähr 2015 habe er sich dann vom IS abgewandt, sagte er.

Dass er dafür ins Gefängnis wandern würde, hätte er nie gedacht.

Rossi wurde abgeführt. «Wie Hannibal Lecter», sagte er, «überall gefesselt, in den Transporter rein.»

«Du bist Araber, du verstehst solche Sachen besser»

Warum ich Ihnen das erzähle: Ich bin Kriminologe und Terrorismusforscher. Ich habe in den letzten Jahren untersucht, warum Tausende junge Männer, die in Europa aufwuchsen, nach Syrien und in den Irak reisten, um sich dort kämpfenden Gruppierungen anzuschliessen. Dafür habe ich über

hundert Interviews geführt. Mit Jihadisten, mit Expertinnen, mit Strafverfolgern, mit gewaltfreien Aktivistinnen, mit verurteilten Terrorismusunterstützern.

Matteo Rossi habe ich während meiner Forschung im April 2021 kennengelernt. Er rief mich einfach an. Von seiner Nummer, die ich nicht kannte.

Ich war zuerst einmal baff. Klar, ich hatte zuvor seinem Anwalt meine Nummer gegeben, aber ich dachte nicht wirklich, dass er ihm meine Nummer weiterleiten würde. Und noch weniger, dass sich Rossi dann melden würde.

Er habe noch nie mit jemandem über seinen Fall gesprochen, sagte er. Aber bei mir habe er ein gutes Gefühl. «Ahmed», duzte er mich gleich, «du bist Araber, du verstehst solche Sachen besser.»



privat

Zum Autor

Ahmed Ajil ist Kriminologe und Terrorismus-
experte. In SNF-unterstützten Projekten forsch-
te er zu Radikalisierungsvorgängen und unter-
suchte das schweizerische Anti-Terror-Disposi-
tiv. Er ist aktuell Postdoktorand am Religions-
wissenschaftlichen Seminar der Universität Lu-
zern.

Matteo Rossi hat bisher nie öffentlich gesprochen. Aus Angst, missverstanden und abgestempelt zu werden. Deshalb möchte er auch heute, dass ich nicht seinen echten Namen verwende. Aber er redet. Er will mithelfen, wie er sagt, zur Prävention beitragen. Wie genau er sich die Prävention vorstellt, weiss ich bis heute nicht wirklich. Aber ich denke: Es lohnt sich, mehr über ihn zu erfahren.

Denn sein Fall zeigt, wie die Anti-Terror-Massnahmen wirken: wie sie einen Menschen dazu bringen, sich selbst nur noch als Gefahr zu sehen und ständig auf der Hut zu sein; wie das einen Menschen erdrücken kann und wie das wiederum eine Reintegration erschweren kann.

Matteo Rossi wurde im November 2023 rechtskräftig verurteilt, die Terrormiliz IS unterstützt zu haben.

Er war ein Jahrzehnt zuvor nach Syrien gereist und hatte sich dort gemäss Bundesanwaltschaft während dreier Wochen bei einer Gruppierung mit dem Namen «Jaish al-Muhajirin wal-Ansar» aufgehalten. Kurz: Jamwa. Der Anführer der Gruppierung schwor bald darauf dem selbst ernannten Islamischen Staat die Treue. Rossi bestreitet nicht, in Syrien gewesen zu sein. Aber von einer «Jamwa» will er nie etwas gehört haben.

Matteo Rossi hatte später leitende Funktionen bei der Koranverteilungskampagne «Lies!» und einem Kampfsportgym. Beides waren Gefässe für die Rekrutierung von IS-Anhängern, so steht es in den bundesgerichtlichen Urteilen.

Dafür wurde Rossi am 11. September 2020 in erster Instanz zu 50 Monaten Freiheitsstrafe verurteilt. Er meint, den 11. September hätten die Behörden

ganz bewusst gewählt: Man habe ja in der Schweiz keinen Osama bin Laden gehabt; an ihm, Rossi, habe man ein Exempel statuieren wollen.

Die Bedienungsanleitung des Schöpfers

Im Berufungsverfahren wurde die Freiheitsstrafe reduziert auf 36 Monate, die Hälfte davon unbedingt. 12 der 18 Monate hatte er schon in U-Haft abgesessen. Das heisst: Es bleibt noch rund ein halbes Jahr zu verbüssen. Das bereitet ihm schlaflose Nächte.

Im Januar erhielt er einen Brief in der Sache vom Vollzugsamt. Er rief mich sogleich an und sagte: «Ahmed, ich kann nicht in den Knast. Keine Chance. Was soll ich mit meiner Wohnung machen? Mit meiner Familie?»

Matteo Rossi ist bald vierzig Jahre alt. Er kann momentan gesundheitsbedingt nicht arbeiten. Er ist Hausmann. Er hat zwei Kinder.

Er ist ein sehr konservativer Muslim. Und obwohl er sich von der islamistischen Szene längst distanziert hat, würde ich sagen, dass er bis heute an einer strengen Auslegung seiner Religion festhält.

Das hat mich anfangs überrascht. Aber es ergibt eigentlich Sinn.

Sie müssen wissen: Matteo Rossi war nicht immer Muslim.

Erst mit 21 Jahren ist er zum Islam konvertiert. Aufgewachsen ist er christlich. Aber er war nie wirklich religiös. In seiner Jugend begann er, sich für ominöse Theorien zu interessieren, für Okkultismus, und irgendwann landete er beim Islam, und alles ergab Sinn.

Er sagte mir einmal: «Es kann für mich nicht sein, dass wir grundlos auf dieser Welt sind. Der Schöpfer hat uns eine Bedienungsanleitung mitgegeben. Und an die müssen wir uns halten.»

In seinen Erzählungen vermischen sich häufig Islam und Terrorismus. Das ist auf den ersten Blick sonderbar. In Wirklichkeit ist es aber nachvollziehbar: Rossi hat nach Umwegen über als moderat bezeichnete Strömungen zu einem Islam gefunden, den man als fundamentalistisch bezeichnen kann.

In seiner Vorstellung verlangt der Islam von einem authentischen Muslim unter anderem, dass er sich gegen die Unterdrückung seiner Brüder und Schwestern einsetzt – wo auch immer und wann immer nötig auch mit dem eigenen Leben.

So ein radikales Islamverständnis hat Folgen in einer Welt nach 9/11. Seit den Terroranschlägen in New York wird Terrorismus oft mit dem Islam assoziiert. Und der Islam zu einem bestimmten Grad auch mit Terrorismus.

Aus den strafrechtlichen Folgen, die sich daraus ergeben, schliesst jemand wie Rossi, dass hier nicht ein politisch-ideologisches Phänomen kriminalisiert wird, sondern der Islam an sich.

Das Verfahren verstärkte diesen Eindruck bei Rossi. Man warf ihm Terrorunterstützung vor. Aber in den Einvernahmen fragte man ihn dann immer wieder nach seiner Meinung zum Kopftuch oder zum Händeschütteln. Zu seiner religiösen Praxis. Zum Verständnis von Scharia. Das gab ihm das Gefühl, dass die Religion an sich ein Problem sei.

Einmal sass ich bei Rossi zu Hause und wollte seine Gedanken zum Krieg in Gaza hören. Doch er winkte ab. Er gehe den Nachrichten aus Gaza aus

dem Weg. Er könne sich mit dem Leiden der Zivilbevölkerung dort nicht auseinandersetzen. «Das radikalisiert mich», sagte er.

Der Aufruf, der Demokratie abzuschwören und endlich aufzuwachen

Das war ihm damals zum Verhängnis geworden. Er erzählte mir gleich bei unserem Treffen von einem Video, das ihn radikalisiert hatte.

Das war 2012. Das Video stammte aus dem Syrienkrieg. Zu sehen war eine syrische Frau, die das Kind einer getöteten Frau in die Kamera streckte und fragte: «Wo bleibt ihr Männer, während wir hier niedergemetzelt werden? Wenn ihr schon nicht kämpft, dann schickt uns Verhütungsmittel, damit wir nicht schwanger werden, wenn uns die Assad-Schergen vergewaltigen.»

Was ihn auch traf: Die Frau erwähnte die Koransure, wonach diejenigen, die nicht ausrücken, schmerzhaft Strafe erwartet.

Rossi fühlte sich direkt angesprochen. Sein Blut habe gekocht, sagte er. Er schämte sich dafür, dass er bloss vor seinem Bildschirm sass.

Noch ein anderes Video prägte ihn. Es war eine Rede von einem jihadistischen Prediger, der gemäss einigen Islamwissenschaftlern so radikal war, dass selbst der IS fand, er übertreibe es. 2015 richtete der IS den Prediger kurzerhand hin.

Im Video steht der Prediger in einem schmucklosen Raum, die Auflösung ist mies, der Prediger hält sich mit einer Hand an der Wand fest. Er spricht zuerst ruhig, und dann, Crescendo, immer lauter, bis er in anklagendem Ton zu den versammelten, vor ihm knienden Gläubigen schreit. Er fordert sie und die Muslime weltweit auf, nicht weiter tatenlos zuzuschauen, wie ihre Brüder und Schwestern überall auf der Welt unterdrückt werden. Er ruft sie auf, der Demokratie und den Parlamenten und den weltlichen Gesetzen abzuschwören und endlich aufzuwachen. Das Video ist deutsch untertitelt, mit religiösen Gesängen unterlegt und auf maximale Wirkung ausgelegt.

Bei Rossi wirkte es. Auch heute noch. Ihm kamen die Tränen, als er es mir einmal vorspielte. Es war das einzige Mal, dass ich ihn so emotional erlebte. Es blieb eine Weile still zwischen uns.

Dann wollte ich wissen, was er dachte. Das Video hatte zweifellos Radikalisierungspotenzial. Ich fragte ihn: «So ein Video kannst du aber niemandem vorspielen, oder?»

«Nein», sagte Rossi und schüttelte den Kopf. «Das ist schon krass. Wenn jemand so wachgerüttelt wird, kann er sich schnell in die falsche Richtung entwickeln.»

Während wir das Video schauten, wurde mir klar, dass Rossi irgendwie feststeckte – in dieser Vision vom richtigen Mann, authentischen Muslim, furchtlosen Beschützer. Aber es war auch interessant, wie er sich trotz seiner rigiden Ideologie eine Rechtfertigung zurechtgelegt hatte, warum er eben gerade nicht in den Jihad ziehen müsse.

Für ihn gilt heute: Lebe so, dass du ins Paradies kommst. Schau, dass in deinen vier Wänden das Gesetz Gottes gilt. Finde eine Arbeit, die halal ist, also «islamkonform», damit das Essen, das du deinen Kindern gibst, sauber ist.

«Wenn du das schaffst, dann spielst du schon in der Champions League», sagte er mir. Jihad hat in so einer Vision keinen Platz.

Hartgesotten und hoch verunsichert

Als Matteo Rossi in Untersuchungshaft sass, dauerte es Monate, bis er mit seiner ersten Tochter telefonieren durfte. Am Rande einer Einvernahme drückte ihm die Staatsanwältin ein Telefon in die Hand.

Die Tochter fragte ihn leise: «Papa, wann kommst du nach Hause?» Da sackte Rossi zusammen.

Er sagte mir später: «Ich bin ein stabiler Typ. Aber das hat mich fertig-gemacht.» Rossi hatte sich vorher nie vorstellen können, wie jemand Suizid begehen könnte, insbesondere ein Muslim nicht. Aber im Gefängnis verstand er.

Wenn ich Rossi so sah, konnte ich mir keinen Reim darauf machen: da der muskelbepackte Typ, der ein hartgesottener und skrupelloser *daeshi* sein soll, ein IS-Anhänger; hier der verunsicherte und verletzte Mann, der im Gefängnis nur heimlich betete, um nicht «in eine Ecke» gestellt zu werden.

Das ist es, was «Vermenschlichung» von Straftätern im Terrorismusbereich letztlich bedeutet: zu verstehen, dass es ein schier unendliches Spektrum gibt, wie Menschen eine terroristische Gruppierung «unterstützen» können, wie es im Gesetz heisst. Zwischen der Sympathie für eine Gruppierung und dem Begehen einer Gewalttat liegen Welten. Nicht jede Unterstützung ist gleich bedrohlich.

Die anwesenden Vertreter der Behörden liess das Gespräch mit der Tochter nicht kalt. «Wissen Sie», sagte der Hauptermittler zu Rossi, «wir sind auch Menschen, das geht uns ebenfalls nah.»

Rossi erzählte mir: Die Behörden machten immer wieder «Moves», damit er Kontakt zu seiner Familie haben konnte. Er rechnet ihnen hoch an, dass er seine im Sterben liegende Grossmutter noch besuchen durfte. Zwar an Händen und Füßen an einen Rollstuhl gefesselt, im Polizeitransporter, begleitet von schwer bewaffneten und verummten Polizisten. Aber immerhin durfte er sie sehen, die Frau, die sich den Grossteil seiner Kinderjahre um ihn gekümmert hatte. Einen Tag später starb sie.

Geprägt von Stereotypen aus Hollywood

Ich erzähle Ihnen das alles, weil ich es wichtig finde, dass wir die Menschen hinter den Labels wie «Jihadisten» oder «verurteilten Terroristen» sehen. Damit wir uns auch ein bisschen in ihren Geschichten wiederfinden können. Damit wir besser verstehen, was sie bewegt. Und warum das nicht immer so abwegig ist.

Matteo Rossi war Anfang der 2010er-Jahre sehr bewegt vom Leid in Syrien unter Diktator Bashar al-Assad. «Lassen wir Isis vorerst mal da raus», sagte er mir. Den gab es am Anfang des Krieges nämlich noch gar nicht. «2011, 2012 – da fuhren die Leute scharenweise runter: Bosnier, Tschetschenen, alle möglichen Leute. Du konntest wirklich etwas bewirken in Syrien. Jeder zusätzliche Mann zählte.»

Wenn Rossi so redete, dann zeigte das ganz gut, was für ein Weltbild er hat. Oder: was für ein Bild von Männlichkeit. Er sagte mir mal, er sei mit Stereotypen aus Hollywood aufgewachsen. Das habe ihn geprägt. Wenn ein Ame-

rikaner sich im Krieg opfere, dann sei er ein Held. Wenn aber ein Muslim das tue, dann sei er ein Terrorist.

Ende 2013 fuhr Matteo Rossi nach Syrien. Er sagt: für humanitäre Unterstützung. Um die Spenden einer Benefizveranstaltung aus der Schweiz an Bedürftige zu verteilen.

Aber das kaufte man ihm nicht ab. Nicht die Polizei, nicht die Bundesanwaltschaft, nicht die Gerichte. Es gibt Fotos, auf denen er mit Kampfkleidern für die Kamera posiert. Was es aber nicht gibt: Fotos von ihm bei humanitären Einsätzen.

Wenn Rossi erzählt, dann ist das nicht immer schlüssig. Sondern sprunghaft, fragmentiert, widersprüchlich auch. «Ich rede zu viel und zu schnell, das ist mein Problem», sagte er mir einmal.

Bis heute sieht er nicht ein, was an seiner Syrienreise problematisch war. Er sei ja in Syrien gewesen, als es noch gar kein «Kalifat» gab. Wäre er später «runter», sagte er mir, wäre es etwas anderes gewesen. Da waren die Gräueltaten bekannt, die Wahrheit ans Licht gekommen.

Auch für die Rekrutierung anderer Jihadisten will er bis heute nicht die Verantwortung übernehmen. «Wir waren alle am selben Ort, die Leute waren schon überzeugt. Mich als Drahtzieher darzustellen, ist unehrlich.» Er habe auch nicht gewusst, wer wann nach Syrien reise. «Ich erfuhr erst im Nachhinein davon», sagte er.

Es gibt tatsächlich keine Belege dafür, dass er formell als IS-Rekrutierer agierte. Aber er gibt selbst zu, dass er charismatisch war, überzeugt von der *da'wa*, also der Missionierungsarbeit. Und er macht auch keinen Hehl daraus, den IS verteidigt und verherrlicht zu haben.

Dass Matteo Rossi aber nicht mit der juristischen Qualifikation als «Rekrutierer» einverstanden ist, hat damit zu tun, dass die Realität in solchen Fällen meist komplexer ist, als es das strafrechtliche Urteil zulässt. Die Justiz vereinfacht und presst die Dinge in juristische Kategorien. Das ist unvermeidlich, aber es kann sich für die Betroffenen ungerecht anfühlen. Es geht dabei nicht um Schuld oder Unschuld, sondern um Macht und Deutungshoheit über das eigene Erleben.

Als ich Rossi fragte, ob er denn in Syrien bereit gewesen wäre, zu kämpfen, antwortete er: «Wenn ich in die Stadt fuhr, um mit meiner Mutter zu skypen, dann war ich ausgerüstet. Wenn mich jemand angreift, dann ist es mein Recht, mich zu wehren, oder? Aber ganz ehrlich: Aktiv kämpfen wollte ich nie.»

Ohnehin fand er damals, dass das alles nichts mit der Schweiz zu tun habe. «Ich war ja nicht die rechte Hand von John.»

«John?», fragte ich.

«Jihadi John! Der, der den Journalisten geköpft hat. Das ist etwas ganz anderes.»

Das stimmt zwar. Aber wer 2016, als die Attentate in Europa ihren Höhepunkt erreichten, mit dem IS assoziiert wurde, der war nun mal gefährlich. Denn man musste vom Schlimmsten ausgehen: der Möglichkeit eines Attentats. Das wusste auch Rossi.

In den Medien wurde er als Drahtzieher der Schweizer Islamistszene beschrieben. Als er in Untersuchungshaft war, erzählte er mir, habe er im Spa-

zierhof jemanden gesehen, der eine Boulevardzeitung aufgeklappt hatte: Auf dem Foto war Matteo Rossi, gut erkennbar. Einzig die Augen waren mit einem schmalen schwarzen Balken abgedeckt.

Am gleichen Abend berichtete das Schweizer Fernsehen über ihn. Und Matteo Rossi wusste sofort: «Jetzt gibt es kein Zurück mehr, jetzt gehst du nicht mehr zurück in dein normales Leben.»

«Er liebt schnelle Autos und schöne Frauen» – so begann der Fernsehbericht.

Seine Freunde zogen ihn noch lange damit auf: Was soll das für ein Islamist sein? Frauen und Autos? Das ist ja alles *dunya!* Also: weltlich.

Ich musste schmunzeln.

Heute kann Rossi auch darüber lachen. Aber damals?

«Ich war der bin Laden der Schweiz, ganz einfach.»

Ein Anschlag in der Schweiz?

Nach knapp einem Jahr wurde Matteo Rossi aus der Untersuchungshaft entlassen. Man belegte ihn mit mehr als zehn Ersatzmassnahmen: elektronische Fussfessel, Rayon- und Kontaktverbote, Schriftensperre, Meldepflicht, Begleitung durch den Gewaltschutz. Ein engeres Korsett gab es für keinen anderen Schweizer Jihadisten.

Und das ist eigentlich ein gutes Zeichen. Das menschenrechtlich und strafprozessrechtlich verankerte Prinzip, dass der Freiheitsentzug Ultima Ratio sein soll, wurde tatsächlich eingehalten.

Wenn Sie mich fragen: Ich fand das sogar mutig, dass die Behörden kreative Lösungen fanden, die auf den Einzelfall zugeschnitten waren und der Resozialisierung dienten. Heute kommen solche Ersatzmassnahmen leider weniger häufig zum Zug. Vielleicht aus Angst, vielleicht aus mangelndem Vertrauen in die lokalen Behörden – ich weiss es nicht.

Heute hat Rossi dem Jihadismus den Rücken gekehrt. Auch der Gewaltschutz der Kantonspolizei Zürich sieht seit Jahren «keinerlei Hinweise auf eine Fremd- und/oder Selbstgefährdung». Den IS hält er für ein Ding der Vergangenheit.

Schon bei einem unserer ersten Gespräche im Jahr 2021 hatte er mir mal gesagt, dass ihm selbst in seinen radikalsten Zeiten ein Anschlag auf Zivilisten völlig ferngelegen hätte. «Das wäre mir nie in den Sinn gekommen. Jemand, der so etwas tut, hat mit dem Leben abgeschlossen.»

Aus seiner Sicht wäre ein Anschlag auch nicht vereinbar gewesen mit seiner islamischen Überzeugung, sagt er. Man müsse unterscheiden zwischen Krieg, in dem Gewalt gerechtfertigt sei, und Gräueltaten, Vergewaltigungen, Attentaten, die in keiner Weise gerechtfertigt werden könnten.

Erinnern Sie sich an den Teenager mit der dunklen Kapuze, von dem ich Ihnen im ersten Teil erzählt habe? Der sich als IS-Soldat bezeichnete und Anfang März 2024 einen jüdischen Mann in Zürich lebensgefährlich verletzte?

Als ich Rossi wenige Wochen danach traf, sprach ich ihn darauf an. «Hast du das mitbekommen mit dem Messerstecher in Zürich?», fragte ich ihn.

«Was?», fragte er. «Nein. Hat es mit Islam zu tun?»

«Mit dem IS», sagte ich.

«Was? In Zürich?»

«Ja, hast du nichts mitbekommen?»

«Ich hatte keine Ahnung. Wann? Wie?»

Rossi hatte keine Nachrichten gelesen, er war völlig ahnungslos. Er sagte: «Ich will mit so Sachen nichts mehr zu tun haben. Ich kann dann nicht schlafen.»

«Der Junge war 15 Jahre alt», sagte ich.

Rossi schüttelte den Kopf. Fassungslos. Ich nahm mein Handy und zeigte ihm das Bekennervideo, in dem der Täter den Treueschwur leistet – auf Arabisch. Rossi, immer noch baff, verstand kein Wort.

«Nein», sagte er. «Das gibts noch? Das ist noch populär? Aber wo ist denn der IS? Alter, krank! Die Leute sind immer noch in diesem Film? Wie ist der so geworden? Wer sind seine Eltern? Was hat er für eine Nationalität? Wie lange ist er in der Schweiz? Ich bin echt schockiert.»

«Warum?», fragte ich ihn.

Er stockte. Dann sagte er: «Der Hype ist doch schon lange weg!»

Ich erklärte ihm, dass es noch immer Leute gebe, die den IS unterstützen. Doch Rossi wollte nichts davon wissen. «Was habe ich mit solchen Menschen zu tun? Alter, das ist schon krass.»

Matteo Rossi möchte in Ruhe gelassen werden «mit solchen Dingen», mit IS und Terror. «Ich wünsche mir einfach, dass das alles definitiv vorbei ist. Dass die Strafe verbüsst ist, die Probezeit, alles. Und dass ich normal leben kann.»

Mehr als zehn Jahre nach seiner Syrienreise und nach mehr als sieben Jahren in Freiheit kann ich das durchaus nachvollziehen.

«Weisst du, ob ich noch als gefährlich eingestuft werde?»

Matteo Rossi wünscht sich, in andere Länder reisen zu können. Zum Beispiel in die Vereinigten Arabischen Emirate. Oder nach Saudiarabien für die Pilgerfahrt nach Mekka. Oder nach Italien in die Ferien. Seinen italienischen Pass hatte er damals abgegeben, vor dem Gerichtstermin in Bellinzona – aus Angst vor einem Entzug der Staatsbürgerschaft.

«Weisst du», sagte er mir, «ich wäre echt froh, wenn ich einfach wüsste, wo ich überhaupt hinreisen darf. Damit ich es gar nicht erst versuche, wenn es nicht möglich ist.»

Im März flog er nach Serbien. Und verbrachte die Nacht am Flughafen in Belgrad, bevor er am nächsten Morgen den Rückflug antreten musste: «Es gilt ein Einreiseverbot gegen mich, mindestens bis 2025.»

Wie tief das Verfahren gegen ihn wirkt, konnte ich selbst immer wieder beobachten. Ich nenne das sein «unablässiges Erscheinungsmanagement».

Was ich damit meine: Vor seiner Berufungsverhandlung Ende 2021 fragte er mich zum Beispiel, ob sein Bart die Richter negativ beeinflussen könnte. Oder ob er ein Hemd tragen soll. Anderes Beispiel: Lange wollte Rossi nicht in die Moschee – aus Angst, man denke, er radikalisiere sich. Mittlerweile besucht er wieder eine. «Aber ich will nicht, dass die Moschee Probleme bekommt wegen mir.» Umgekehrt wolle er auch nicht zu sehr mit der Moschee in Verbindung gebracht werden, weil früher einmal ein Jihadreisender sie besucht habe.

Noch ein Beispiel: Rossi würde gerne ab und zu eine *jalabiya* tragen, ein langärmeliges Ganzkörpergewand. Aber er will nicht radikal rüberkommen.

Er fragte mich auch immer wieder: «Weisst du, ob ich noch als gefährlich eingestuft werde?»

Oder noch ein letztes Beispiel: Er habe einen afghanischen Freund, sagte er mir. Er sei ein guter Mann, ein grossartiger Vorbeter. Er würde ihn gerne zu sich einladen, aber der habe jüngere Brüder. Und wenn die zu ihm nach Hause kämen, würde es vielleicht heissen, er radikalisiere Jugendliche.

Rossi beschäftigt sich konstant damit, wie er rüberkommt. Er ist in dieser Frage zutiefst verunsichert. Das ist nicht ungewöhnlich für jemanden wie ihn, der mit Terrorismus in Verbindung gebracht wurde. Und wird. Denn gerade in der präventiven Terrorismusbekämpfung können die Sicherheitsbehörden allerlei alltägliche, religiös geprägte Verhaltensweisen als «relevante» Signale auffassen.

Leben mit einem Label

Das ist es, was ich Ihnen zeigen wollte mit den drei Beiträgen: dass die Anti-Terror-Massnahmen komplex sind und schwer durchschaubar. Dass sie sich für die Betroffenen schwer und erdrückend anfühlen können – ungeachtet dessen, was man von ihnen, ihren Ansichten und ihrer Lebensweise hält. Wer mit Terrorismus in Verbindung gebracht wird, kann nicht auf Differenzierung und Nuance zählen.

Naim Cherni und Matteo Rossi sind nur zwei von Dutzenden Personen, die ich in den letzten Jahren traf, als ich über Terrorismus und Anti-Terror-Massnahmen forschte.

Sie sind bei weitem nicht die schwersten Fälle. Sie haben keine Anschläge verübt oder an bewaffneten Kämpfen teilgenommen. Aber sie wurden verurteilt, weil sie – jeder auf seine eigene Weise – gegen das Schweizer Anti-Terror-Gesetz verstossen haben.

Rechtlich stehen die Fälle kurz vor ihrem Abschluss: Matteo Rossi hat seine Strafe fast ganz verbüsst. Naim Cherni hofft auf den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Für beide ist die Strafe aber viel grösser als das Urteil. Sie ist Teil ihres Alltags geworden, ihrer Identität. Sie müssen lernen, damit zu leben – mit dem Label: «Terrorist».

Debattieren Sie heute Donnerstag mit dem Autor

Sie wollen wissen, was der Autor dieser Serie bei seinen Recherchen erlebte oder wie er die jüngsten terroristischen Attacken einordnet? Stellen Sie Ahmed Ajil Ihre Fragen direkt. Heute Mittag steht er für Fragen und Diskussionen zur Verfügung. Debattieren Sie mit Ahmed Ajil zwischen 12 und 14 Uhr.